**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 22 (1918)

Artikel: Zweifel

Autor: Thommen, Elisabeth

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-572553

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 25.10.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# 3weifel

In fernen Jugendtagen — so erzählte Mir kürzlich eine alte liebe Freundin — Seschah es, daß ich manche bange Nacht Auf meinem Lager aufrecht saß und lauschte... Die Tür zur Stube stand ein wenig offen, Sin schmaler Lichtstreif schrägte in die Kammer. Ich wußte Mutter drüben bei der Arbeit: Das Klirren einer abgelegten Schere, Der leise Aufschlag einer Fadenspule, Das Knarren eines Stuhles drang zu mir.

Doch ihrer späten Hände leis Seschäft,
Das war es nicht, was mich noch wachen ließ.
Was mir den Schlaf verscheuchte: Mutter weinte!
Sie weinte, schluchzte, und von Zeit zu Zeit
Entglitten trostlos ihr die müden Worte,
Die mich wie rohe Hiebe grausam trafen:
"Ach Sott, mein Sott!" And das in einem Ton,
Daß mir ob diesem namenlosen Leid,
Das ich ja nicht verstand, die Tränen kamen.

And eines Abends, als der Schmerz der Mutter Ins Grenzenlose stieg und ihre Klagen Mein Herz mit unsagbarem Jammer füllten, Stahl ich mit leisen Füßen mich zur Tür Und lauschte durch den Spalt und sah die Mutter Beleuchtet von der Lampe mattem Schein: Wie ihre Tränen auf das Tischblatt tropsten, Wie jetzt sie nähte, jetzt die Arbeit hinwarf, Die hände rang in unermessiner Qual, Wie ihre rotverweinten Augen suchend Und hülfebettelnd an den Wänden irrten, Wie jetzt ihr Mund hervorstieß, unablässig Dies eine Wort: "Ach Gott, mein Gott, ach Gott!" Bald lauter, bald ersterbend, als o flehend, Als ob das Wort Erlösung bergen müßte.

And heiß und wild stieg es in mir empor:
"Er muß sie hören, weiß, was sie erduldet,
Er kennt sie ja, und doch — er hilft ihr nicht,
Er tut, als ob ihr Leiden ihn nicht scherte!"
And plöglich riß die Türe ich zurück,
Im bloßen Hemdlein stand ich in der Stube
And schrie verzweislungsvoll mit geller Stimme:

"Ruf doch nicht immer Gott! Du siehst es sa, Er ist ein böser Gott, er hilft dir nicht!" Erstaunt, erschrocken suhr die Mutter auf, Und schluchzend schlang ich meine kleinen Hände Um ihren Hals: "Du arme, arme Mutter!"

\* \*

Und manches Jahr ist seither hingegangen. Des Lebens Widersinn erkannte ich: Die härten und die Unvollkommenheiten, Die bittern Note und die bangen Sorgen, Das Suchen und das Streben um ein Nichts, Die dumpfe Ohnmacht, Mißgunft, Neid und Haß, Die fürchterlichen Angebundenheiten, Die alles menschliche Gebaren zeichnen — Und dieses Seltsame: es scheint sich wirklich In ewig gleichem Kreislauf alles Irdische, Mit kleinsten Unterschieden zwar behaftet, Zu wiederholen. Sieh, dort, wo vor Zeiten Die Mutter bei der Lampe saß und weinte, Ift mein Platz nun, und wenn die Qual mich packt, Das Leid der Vielen, die ich dulden sehe, In meines fließt und unermeßlich wird, So ringe ich die Hände, bete, flehe Dieselben Worte, wie dereinst die Mutter, Genau dieselben: "Gott, mein Gott, ach Gott!"

Dieselben Laute sind es wohl und doch:
In ihnen ist der seinste Unterschied,
Von dem ich sprach; denn meine Mutter glaubte
An Sott, zu dem sie rief — ich glaube nicht.
Ich ruf ihn nur, weil ich an irgendsemand,
An irgendeirgendetwas in der Not
Mich klammern muß, das Schuld und Ursach' kennt.
So schreie ich dies dunkle Wörtlein "Sott",
So, wie ein Kind im Schmerz der Mutter rust
Und dieses arme Wort ihm Trost verleiht,
Sei die Serusene auch fern und tot.

Dies aber ist das Schlimmste — schloß die Freundin — Daß ich zu einer Macht gezogen werde,
Der ich nicht glaube. Und der stete Zweisel,
Der bohrt und nagt an mir: ob mir der Sott
Nicht helsen will, weil ich ihm nicht vertraue,
Ob ich ihm nicht vertrauen mag, weil er
Mich nicht erlösen kann und mir nicht hilft...

Ein müdes Lächeln huschte der Vertrauten Um ihre leidgeprägten Augen Züge, Als sie nun sinnend innehselt und schwieg.

Elisabeth Thommen, Zürich.

# Harro Wildener.

Nachbrud berboten.

Eine Geschichte ohne Pointe von Willn Breticher, Burich.

Die kleine Geschichte, die ich hier erzählen will, hat keine Pointe. Das ist leicht zu verstehen: es ist die Geschichte eines Aesthetikers, und Aesthetiker sind den Pointen abgeneigt. Es gibt für sie in der dramatischen Handlung des Lebens nichts Unangenehmeres als Peripetien und Abstürze — Dinge, durch die sie gezwungen werden können, sich lästigen Spannungen zu unterwersen oder die gemeinen Wirkslichkeiten des täglichen Lebens mit ihren müden, seinen Händen zu befassen.

So weist der Lebensgang, den ich kurz und einfach schildere, wirklich keine Pointe. Denn auch der zwanghafte Schluß, da der Aesthetiker Harro Wildener, als er des ziellosen Wanderns auf der staubigen Strake des Daseins entleidet war, den Pfad ins unbekannte Nichts einschlug, ent= behrt durchaus jener Gewaltsamkeit, deren Gefühl uns das Bild des sogenannten Selbstmordes durch die Instinkte der gesunden Natur aufnötigt. Es war bloß ein etwas über das Gewohnte hinaus ver= mehrter Willensaufwand, der in diesem Abschluß das Wesentliche erfüllte; keine großen psychischen Hemmungen gab es zu überwinden. Auch war die Form so durch= aus den ästhetischen Regeln entsprechend. daß nichts Anstößiges oder Erschütterndes in dem lautlosen Abschied eines sonder= lichen Menschen liegen konnte.

Doch ich darf nicht mit dem Ende anfangen. Denn was vorher zu erzählen ist, gehört mit zu den blassen Konturen eines Lebens, das schon durch die Voraus= setzungen dessen Entstehens für sein absei= tiges Schicksal prädestiniert war. Harro Wildener wurde als Sohn einer Familie geboren, deren entwickelte und schon ins Unormale hinausgedrängte Geistiakeit zum vorneherein jede Vererbung einer naturell=naiven Lebenskraft ausschloß. Es darf als sicher angenommen werden, daß, als der Professor für Kunstgeschichte Ernst Wildener der Musikerin Hilde Arethin die Sand reichte, diese Verbindung jedes sinn=

lichen Impulses der beiden vielwissenden Versonen entbehrte und somit lediglich die Zwecke kultureller Gemeinsamkeit das Motiv zu der banalen Formhandlung der Cheschließung gaben. Ob es dann auf eine Beobachtung traditioneller Gepflogenheiten zurückzuführen ist, wenn in der Rulturgemeinschaft dieser beiden Menschen dem biologischen Gesek der Kortpflanzung ein beschränktes Wirken zuge= standen wurde, ob es das schwache Auf= flackern einer durch Jahrhunderte geistiger Präponderation verkümmerter Sinnlich= keit war, das die Existenz des Anaben Harro begründete, ist nicht zu sagen. Genug, der merkwürdige Fall geschah.

Der Knabe Harro wurde in der verfei= nerten Geistesatmosphäre des elterlichen Hauses erzogen und genoß eine sorgfältige Ausbildung. Seine seelischen Aeuße= rungen bewiesen schon in den ersten Lebensjahren die deutliche Tendenz zum Aestheticismus, die durch verschiedene, scheinbar bedeutungslose und kaprizen= hafte, aber bereits tief in der innern Kon= struktion des jungen Menschen verankerte Seltsamkeiten veranschaulicht wurde. So mußte einst ein neues Rindermädchen ent= lassen werden, weil es den unbezwing= baren Widerwillen des Knaben gegen sei= nen roten Haarwuchs weckte; ähnlich zeig= ten tausend andere kleine Ereignisse die Abgeneigtheit des werdenden Individuums gegen alles Hähliche und Unkünst= Ierische, wenn auch oft Natürliche und Zwedentsprechende.

Die Zeit vor und während der Pubertät bedeutete dann für den Knaben Harro Wildener jene Epoche seines Weltganges, da sich zum ersten Mal sein Aesthetentum in dem Widerstreben gegen die dunkeln Kräfte der Natur, die er — nicht gewaltig stark, aber doch hinderlich — in sich wirken fühlte, scharf profilierte und in bewußte Gegensählichkeit zu dem zwechaften Schaffen der Natur trat. Ein dumpfer Etel wachte in ihm auf über die geheimen